

Ich sterbe, bleibt ruhig

Die Ausstellung zum Thema „Tod“ in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst beeindruckt und verstört

Von Judith Liere

München – Ein bisschen nervös war man schon, in der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (DG). Und betonte in der Ankündigung ausdrücklich, dass sich um „eine nicht provokative, aber hoffentlich unter die Haut gehende Ausstellung“ handle, die Gastkurator Stephan Huber für die Galerie zum Thema Tod zusammengestellt hat. Und nun hängt in den Räumen in der Finkenstraße eine fast nackte Frau kopfüber, blinkt ein KZ-Wachturm mit Discobeleuchtung und läuft ein 32-minütiges, detailliertes Video einer Obduktion. Das ist zwar tatsächlich nicht provokativ, aber schon ein bisschen mutig für eine Galerie mit christlicher Ausrichtung.

22 Künstler hat der Münchner Akademiestudienrat Stephan Huber ausgewählt (darunter auch sich selbst) und die Räume der DG für die Ausstellung umgestaltet: Er hat Wände eingezogen, um so Orte für die Videoarbeiten zu schaffen, im hinteren Zimmer ist ein Kubus aufgebaut, in dem eine der eindrucksvollen Videoinstallationen von Hubers Studentin Funda zu sehen ist. Die 1984 in Garmisch-Partenkirchen geborene Künstlerin hat eine junge Frau, die nur mit Schnürstiefeln und einem kurzen Pelzjäckchen bekleidet ist, mit einer Seilwinde kopfüber aufgehängt wie ein Stück Vieh im Schlachthof. Funda projiziert die Aufnahme umgedreht, was den Körper und das Gesicht der Frau unnatürlich verformt wirken und das schwere Hängen beinahe zu einem Schweben werden lässt, dazu läuft ein dumpfer Sound, der unvermittelt abbricht. Wie in vielen ihrer anderen Arbeiten benutzt die Künstlerin auch hier recht einfache Mittel, Bilder und Effekte, mit denen es ihr aber gelingt, eine verstörende, beklemmende Stimmung zu erzeugen – Psychoräume, die eigentlich eher Skulpturen sind als Videos.

„Ausstellungen über den Tod sind meistens leer und leise“, sagt Kurator Stephan Huber, „ich wollte aber eine machen, die voll und laut ist.“ Das ist ihm auch durchaus gelungen. Dicht an dicht drängen sich die Werke: Zeichnungen, Skulpturen und Videos, deren Tonspuren sich miteinander im Raum mischen. Nur die Malerei fehlt, „mit Malerei habe ich grundsätzlich ein Problem“, meint Huber, da fehle ihm die narrative Ver-

Kühler, analytischer
Zugang neben emotional
aufgeladenen Werken

wicklung, er sei ein Fan des Theatralischen. Diese persönliche Vorliebe lässt sich auch in der Ausstellung erkennen, und deshalb macht es trotz des schweren Themas auch so viel Spaß, sie anzuschauen. Huber mixt bedrückend ernste mit ironisch scharfsinnigen Arbeiten, kombiniert einen kühlen, analytischen Zugang zum Thema mit emotional aufgeladenen Werken.

Der Film „The Act of Seeing with One's Own Eyes“ – die wörtliche Übersetzung des aus dem Griechischen stammenden Worts Autopsie – des amerikanischen Experimentalfilmers Stan Brakhage (1933–2003) aus dem Jahr 1972 ist die unkommentierte Dokumentation einer Obduktion, unemotional, klinisch, und für all jene Besucher, die nicht zufällig Medizin studiert haben, wahr-

scheinlich in all ihren Details nur schwer zu ertragen.

Direkt neben dem Vorhang, der in den Raum zu Brakhages Film führt, steht ein simples, beinahe lakonisches Werk, dem es gelingt, mit einem einzelnen Satz eine ganze Wucht von Emotionen auszulösen: Wolfgang Kaisers schmale, unscheinbare Blechtafel, nicht mal einen Meter hoch und in kleiner Schrift schlicht mit einem Satz bedruckt: Mutter ist tot.

Auch der Massentod
durch Regime und Terror
wird thematisiert.

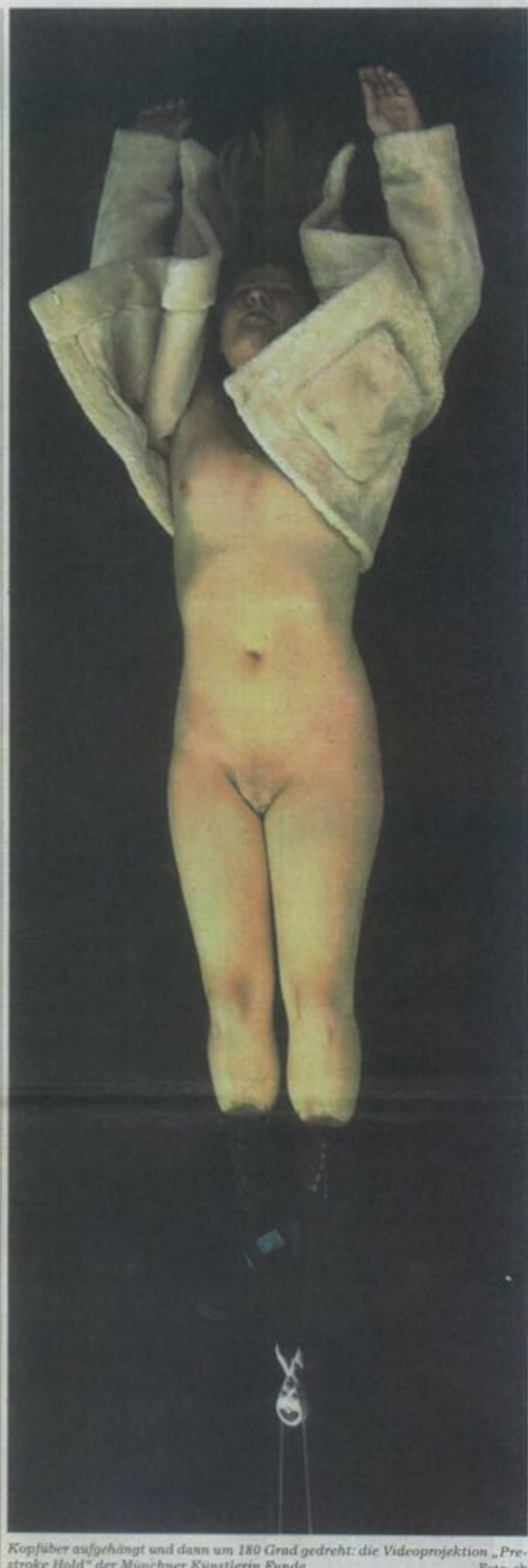
Ganz persönliche Konfrontationen mit dem Tod haben die Künstler Sophia Süßmilch, Kiki Smith und Günter Saree zum Thema gemacht. Smith zeichnete eine schmerzenerreiche Pietà mit ihrer toten Katze auf dem Arm. Süßmilch, Münchner Akademiestudentin, inszenierte sich selbst neben ihrem toten Großvater: Mit geöffnetem Mund und wächserner Haut liegt der gerade gestorbene alte Mann da, während die junge, hübsche Enkelin ihm mit aufreizendem Blick in die Kamera über das Gesicht leckt.

Ähnlich verstörend verarbeitete der Konzeptkünstler Günter Saree (1940–1973) sein Sterben. Stephan Huber erzählt, dass der Künstler an Krebs erkrankt war und in den letzten beiden Jahren vor seinem Tod stets seine abgenommenen Hoden in Formalin mit sich trug und bei Gesprächen vor sich auf den Tisch stellte. In der Ausstellung der DG ist sein selbst gestaltetes Leichentuch zu sehen, die darauf geschriebene Botschaft an seine Hinterbliebenen beginnt er mit den Worten: Ich bin Günter Saree und sterbe. Bleibt ruhig.“

Nicht nur der Tod des Individuums, die persönliche Auseinandersetzung, sondern auch der Massentod durch Regime, Terror oder Umweltkatastrophen wird thematisiert. Jordan Hogan, Absolvent der Münchner Akademie und Mitarbeiter der KZ-Gedenkstätte Dachau, fertigte in Modellbauweise einen originalgetreuen KZ-Wachturm an, dessen Inneres er mit Discolicht illuminierte und somit eine groteske Verbindung zwischen sadistischer Tötungsmaschinerie und hedonistischem Vergnügen schafft. Und der Videokünstler Felix Burger bastelte eine fiktive U-Bahnlinie des Todes, die er in einer dreiteiligen Videoarbeit abfilmte: Endstation Ground Zero, über Wolfschanze und Tschernobyl.

Die Ausstellung ist gleichzeitig auch ein Abschied von den Räumen in der Finkenstraße, die die Galerie seit fast 60 Jahren nutzt. Im Sommer muss die DG raus, wenn Siemens mit dem Abriss des Areals neben dem Wittelsbacherplatz beginnt, um die Konzernzentrale umzubauen. Ein Ausweichquartier für die nächsten Jahre hat die Galerie allerdings bereits gefunden: in der Türkenstraße 16, in Nachbarschaft zur Pinakothek der Moderne und den Galerien Thomas Modern und Wittenbrink. „Wenn der Neubau dann fertig ist, wird es auch wieder einen Platz für uns geben“, sagt Wolfgang Jean Stock, Geschäftsführer und Kurator der DG.

„Tod, Zweihundzwanzig Kunstwerke“, Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, Wittelsbacherplatz 2, Eingang Finkenstraße, bis 14. April, Mo-Fr 14–18 Uhr, geschlossen am 20./21. Februar.



Kopfüber aufgehängt und dann um 180 Grad gedreht: die Videoprojektion „Pre-stroke Hold“ der Münchner Künstlerin Funda. Foto: ob